

DER ERSTE BRIEF DES PETRUS KNIGGE FÜR AUSSENSEITER

Hans-Georg Gradl

Pfadfinder und Spurgeber

Die Christen stehen am Rand. Man tuschelt über sie hinter vorgehaltener Hand. Da ist so einiges im Umlauf. Einen in Jerusalem verurteilten und gekreuzigten Hochverräter verehren sie als Gott. Regelmäßig vor Sonnenaufgang versammeln sie sich in kleinen Gruppen. In der Öffentlichkeit aber findet man sie kaum. An Prozessionen und Spielen zu Ehren der Götter nehmen sie nicht teil. In den Tempeln sieht man sie nie. Ihre Essgewohnheiten sind eigen. Sie verzehren kein Fleisch, weil es aus den tempeleigenen Metzgereien stammen und den Göttern geweiht sein könnte. Diese neue Sekte ist doch nichts anderes als ein verderblicher Aberglaube, der die guten Sitten der Väter missachtet, die Götter Roms verhöhnt und die breite Bevölkerung provoziert.

Um nicht missverstanden zu werden: Die Christen, an die sich der Erste Petrusbrief am Ende des 1. Jahrhunderts wendet, werden nicht systematisch von staatlicher Seite verfolgt. Es ist eher der gesellschaftliche Erwartungs- und Anpassungsdruck von Nachbarn, Arbeitskollegen, Vorgesetzten und sogar Familienangehörigen, den die Christusgläubigen zu spüren bekommen. Sie werden argwöhnisch beäugt, diffamiert und ausgegrenzt. Orientierungslos stehen sie als Minderheit in der vom Kaiserkult und der Götterwelt geprägten Mehrheitsgesellschaft des Römerreichs. Sie ringen um einen Weg zwischen Abgrenzung und Anpassung, der nicht leicht zu finden ist. In dieser gesellschaftlich schwierigen und auch heutzutage für viele Christen brandaktuellen Situation bietet sich der Erste Petrusbrief als Rat- und Spurgeber an.

Ein Brief an Zerstreute: theologischer Ritterschlag

*»Petrus, Apostel Jesu Christi,
an die auserwählten Fremdlinge,
die in Pontus, Galatien, Kappadokien,
Asia und Bithynien in der Zerstreung leben
nach dem Vorwissen Gottes, des Vaters,
in der Heiligung des Geistes,
zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blut Jesu Christi,
Gnade und Friede mögen euch in Fülle zuteilwerden.« (1 Petr 1,1-2)*

Der Anfang ist entscheidend. Die Nennung von Absender und Adressaten und der Gnadenwunsch machen deutlich: Diese Schrift will als Brief verstanden werden. Das Briefmedium legt den Schlüssel zum Verständnis fest.

Frühchristliche Briefe waren dazu bestimmt, in den Gemeindeversammlungen verlesen zu werden. Es geht also nicht um das private Studium des Briefes, sondern das intensive Zuhören in Gemeinschaft. Oder anders: Der Brief stiftet Gemeinschaft, wenn er stets die zweite Person Plural gebraucht. Die Anrede »ihr« und »euch« fordert zum Zusammenrücken auf. Nicht der Einzelne, sondern die Gemeinde ist angesprochen. Gerade angesichts der Außenseiterposition der Christen soll die Zusammengehörigkeit untereinander gestärkt werden.

Briefe sind Kommunikationsmedien. Als halbiertes Dialog sucht ein Brief Gesprächspartner. Der Erste Petrusbrief nennt die Adressaten, mit denen er in einen lebendigen Austausch treten will: Christen, die über verschiedene Provinzen in Kleinasien zerstreut sind. Die Namen der Provinzen schränken die Reichweite des Briefes nicht ein. Sie machen die Zerstreung konkret und sind als Beispiele zu verstehen. Die Ortsbestimmung »Diaspora« baut allen Lesern eine Brücke, die sich in solch einer Situation befinden. Letztlich wird die Leserschaft über ein Charakteristikum definiert, das allen Christen ins Stammbuch geschrieben ist: Sie leben fern ihrer ureigentlichen Heimat als Fremde und Außenseiter.

Die Zerstreuung, die Diaspora, erinnert an die Geschichte des Volkes Israel. Wiederholt musste das Bundesvolk Fremdherrschaft erdulden. Es fristete ein bedrückendes Dasein in Ägypten und Babylon. Nach der Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 n. Chr. lebt der Großteil der Juden in der Diaspora, außerhalb von Palästina. In der Zerstreuung der Christen spiegelt sich, was seit jeher für die Auserwählten Gottes galt. Ihre Erwählung ist Grund und Kehrseite der Ausgrenzung und Heimatlosigkeit in dieser Welt.

Doch die Brieferöffnung ergeht sich nicht in Niedergeschlagenheit. Den Adressaten werden vielmehr ein aufrechtes Rückgrat und ein adeliges Selbstbewusstsein vermittelt. Die Anrede als »auserwählte Fremdlinge« liefert einen Leseschlüssel, um die leidvolle Situation zu verstehen. Weil sie von Gott auserwählt und herausgerufen wurden, stehen sie in Kontrast zur Welt. Sie sind Gastarbeiter. Sie wohnen in den verschiedenen römischen Provinzen, aber ihre Heimat haben sie dort nicht. Sie sind Pilger und unterwegs zu jenem »im Himmel aufbewahrten Erbe« (1 Petr 1,4). »Es ist gerade die versprochene Heimat, die heimatlos macht« (Dorothee Sölle).

Der Absendernamen Petrus verleiht dem Brief Anspruch und Autorität. Dies gilt ganz unabhängig von der Frage, ob der Brief wirklich vom Jünger Simon Petrus persönlich verfasst wurde. Petrus starb im Zuge der Christenverfolgung unter Kaiser Nero Anfang der sechziger Jahre in Rom. Die Situation der Adressaten aber passt eher zur Regierungszeit Kaiser Domitians. Auch die Ausbreitung der Christen über Kleinasien und ihre sich zuspitzende gesellschaftliche Randposition deuten auf das Ende und nicht die Mitte des 1. Jahrhunderts hin. Schließlich fehlen im Brief Aussagen über das Leben und Wirken Jesu, wie man sie von einem direkten Augenzeugen und Sprecher der Jünger erwarten dürfte. Kurzum: Der Brief reklamiert apostolische Autorität und unterstreicht mit der Verfasserangabe die Bedeutung und Verlässlichkeit des Inhalts.

Schließlich sind es die theologischen Wendungen, die die Brieferöffnung entscheidend prägen. Drei Aussagen über Gott,

den Geist und Jesus Christus nehmen Bezug auf die Randgruppenexistenz der Christen. Schon der Vaternamen adelte sie als Kinder Gottes. Aus dem Bekenntnis zu Gott, dem Vater, ergeben sich neue Familienbände, die der Christusglaube in der Gesellschaft ansonsten eher raubt als schenkt. Der Glaube bringt das bisherige Verhältnis zwischen Herren und Sklaven (1 Petr 2,18-25), Ehefrauen und Ehemännern (1 Petr 3,1-7) in die Krise. Doch sie sind Teil einer neuen Familie. Die Verwandtschaft zwischen den Gläubigen hat ihren Grund in einer neuen Geburt (1 Petr 1,3.23) und ihrer Abstammung von Gott.

Das Vorwissen dieses Gottes lässt die leidvolle Gegenwart nicht mehr länger als blindes Schicksal erscheinen. Über allem steht der absichtsvolle Plan Gottes. Das macht die momentane Situation zwar nicht besser, aber womöglich ein Stück erträglicher. Der Glaube an einen Gott, der Heilsgeschichte schreibt, lässt auf eine gute Zukunft hoffen. Die Heiligung des Geistes dürfte auf die Taufe der Christen anspielen: den Ort der Geistgabe und der Eingliederung in das Volk Gottes (1 Petr 2,9-10). Wie Mose einst zum Zeichen des Bundes das Volk mit Blut besprengte (Ex 24), so wird im Blut Christi ein neuer Bund besiegelt. Diesen Bund kann man sich nicht verdienen, sondern nur schenken lassen. Das Blut als Ausdruck der selbstlosen Lebenshingabe Jesu tränkt die Christen regelrecht. Sie leben vom Glauben an ihn und zehren von seiner Liebe.

Bevor auf das Leben der Christen in der Gesellschaft und die sozialen Konfliktfelder eingegangen wird, werden theologische Fundamente gelegt. Die Brieferöffnung und der erste Hauptteil (1 Petr 1,3 – 2,10) bilden eine Warte, von der aus die Wirklichkeit betrachtet und das konkrete Verhalten entwickelt wird. Auch als verachtete Minderheit sind die Christen »ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft« und aufgerufen, Gottes »Großstaten zu verkünden« (1 Petr 2,9).

Eine Aufgabe für Versmähte: Dienst an der Gesellschaft

»Geliebte, ich ermahne euch als Zugezogene und Fremdlinge: ... Führt unter den Heiden ein rechtschaffenes Leben, damit sie, die euch als Übeltäter schmähen, die guten Werke sehen und Gott verherrlichen am Tag der Heimsuchung.« (1 Petr 2,11-12)

Die Christen erleiden das typische Schicksal von Außenseitern. Üble Nachrede (1 Petr 2,12; 3,9), Beschimpfungen (1 Petr 3,16), Lästerungen (1 Petr 4,4) und Einschüchterungen (1 Petr 3,6) sind an der Tagesordnung. Diese Konflikte und Anfeindungen aber werden als Missionschance und Gelegenheit zum furchtlosen und einladenden Zeugnis begriffen.

Im Klartext: Die Christen werden nicht zum Auszug, sondern zur selbstbewussten Integration in die Gesellschaft aufgefordert. Das Gegenteil könnte man eher verstehen. Die Lösung besteht für den Ersten Petrusbrief aber nicht in einer Ghettoexistenz. Die Christen werden zu einer schmalen Gratwanderung motiviert: weder zum Rückzug noch zur unkontrollierten Anpassung. Sie sind in die Welt gesandt, auch wenn sie dort fremd und heimatlos bleiben. Sie sind Bürger einer anderen Gesellschaft und von Gott »zu seiner ewigen Herrlichkeit berufen« (1 Petr 5,10). Als solche steht ihnen nichts anderes gut zu Gesicht als ein »rechtschaffenes Leben« (1 Petr 2,12) und ein Wandel in den Fußspuren Jesu (1 Petr 2,21).

Unübersehbar ist das Bemühen um Loyalität und Integration: In politischer Hinsicht sollen der Kaiser und seine politischen Vertreter anerkannt werden; der Respekt vor der staatlichen Autorität gründet auf dem Vertrauen, dass die politischen Organe das gute Handeln der Christen wertschätzen werden (1 Petr 2,13-17). Sklaven sollen sich ihren Herren – seien es anständige oder launische – unterordnen. Leid wegen guter Taten wird als »Gnade in den Augen Gottes« begriffen (1 Petr 2,18-25). Der Glaube provoziert Spannungen in religionsverschiedenen Ehen. Gerade die Ehe aber ist ein Ort, um den nicht- oder andersgläubigen Partner vom Wert des Christusglaubens zu überzeugen (1 Petr 3,1-7). Kurzum: Der Konflikt wird als Chance, die Span-

nung als Kehrseite der Erwählung und die Anfeindung als Gelegenheit zum selbstbewussten Glaubenszeugnis verstanden.

Gleichzeitig sucht der Erste Petrusbrief, die Struktur der Gemeinde zu stärken (1 Petr 3 – 5). Die Christen werden zur Liebe untereinander aufgefordert. Sie sollen einander dienen, »jeder mit der Gabe, die er empfangen hat« (1 Petr 4,10). Die Ältesten haben eine besondere Vorbildfunktion. Alle aber werden zu einer respektvollen Haltung aufgefordert. Die Verbundenheit der Christen miteinander ist die unabdingbare Voraussetzung für das Gelingen ihrer – einem Spießrutenlauf gleichenden – Aufgabe in der Gesellschaft.

Fremde als Kontrastgesellschaft: andere Stimmen

Das Selbstverständnis der Christen als Fremde und Bürger des Himmels hat alttestamentliche Wurzeln. Auch das Volk Israel versteht sich als Gottes besonderes Eigentum (Ex 19,5-6). Es muss sein Dasein in der Gefangenschaft und im Exil fristen. Israel erinnert sich an seine Herkunft, wenn es spricht: »Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten und lebte dort als Fremder, als kleiner Haufen. Aber er wurde zu einem großen, starken und zahlreichen Volk« (Dtn 26,5).

Die Vorstellung vom irdischen Leben als Fremde durchzieht das gesamte Neue Testament wie ein roter Faden. Sie spiegelt sich im Wort Jesu, dass die Namen der Jünger »im Himmel aufgeschrieben sind« (Lk 10,20). Paulus spricht von der Heimat der Christen im Himmel (Phil 3,20) und vom himmlischen Jerusalem als Mutter (Gal 4,26). Markant fasst der Hebräerbrief das soziale Lebensgefühl der Gläubigen mit dem Satz zusammen: »Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber wir suchen die zukünftige« (Hebr 13,14).

So sehr das Selbstverständnis als Fremdlinge die Schriften des Neuen Testaments verbindet, so unterschiedlich sind die Konsequenzen, die daraus für das konkrete Verhalten gezogen werden. Statt Integration fordert die Offenbarung des Johannes zur entschiedenen Selbstisolation auf: zu einer unnachgiebigen

Verweigerungshaltung und Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft. »Geh fort aus dieser Stadt, mein Volk, damit ihr nicht teilhabt an ihren Sünden und nicht von ihren Plagen getroffen werdet« (Offb 18,4). Der freiwillige Gang ins Exil soll die eigene Identität schützen und die Glaubenspraxis vor Verwässerung bewahren. Durchgesetzt aber hat sich die Johannesoffenbarung nicht, sondern eher die Konzeption des Ersten Petrusbriefs. Aufs Ganze gesehen, überwiegt im Lauf der Kirchengeschichte das Anliegen, den schmalen Pfad zwischen Abgrenzung und Anpassung zu wählen und Spielräume der Integration auszuloten.

Wirkungen und Impulse: ein Brief, der Geschichte schreibt

Wie kaum eine andere Schrift des Neuen Testaments hat der Erste Petrusbrief Einfluss genommen auf die Frage nach der Rolle der Christen in der Welt. Nicht zuletzt in Unterdrückungskontexten bot der Brief ein Reservoir an Hoffnungsbildern und Verhaltensmaßstäben. Die afroamerikanischen Spirituals greifen zahlreiche Motive auf: das Verständnis der Christen als Fremde, die Hoffnung auf die Stadt Gottes oder das Leben als Pilgerreise. Aber auch im zeitgenössischen gottesdienstlichen Liedgut wird der Mensch als »Gast auf Erden« (Gotteslob / GL 505, Evangelisches Gesangbuch / EG 529) verstanden und aufgefordert, »in der Erdenzeit als ein Fremdling zu leben« (GL 435,3). Die Gemeinde ist als Volk von Gott zusammengerufen (GL 477). Das Zweite Vatikanische Konzil versteht die Kirche in der Welt ganz im Sinne des Ersten Petrusbriefs als Volk Gottes, das zum Zeugnis in der Welt bestimmt ist.

Die Aussagen, dass Christus »den Geistern im Gefängnis gepredigt hat« (1 Petr 3,19) und »den Toten das Evangelium verkündigt wurde« (1 Petr 4,6), waren entscheidende theologisch-geschichtliche Impulsgeber. Daraus entwickelte sich die – gerade in der Orthodoxie wichtige – Vorstellung von der »Hadesfahrt« Christi und die Frage nach der Bedeutung der Auferweckung Jesu für die vor ihm verstorbenen Menschen.

Bleibende Bedeutung: Gewaltlosigkeit und Solidarität

Es findet sich kein Aufruf zur Gewalt, kein Geifer und kein Zorn. Für den Ersten Petrusbrief sind Aggression und Wut ein absolutes Tabu! Die Außenseitermisere mag sein, wie sie ist. Das Richten obliegt Gott. In den Fußspuren Jesu greift ein Christ nicht zur Waffe. Der Brief kreist um ein – vielleicht in unserer Welt längst in Vergessenheit geratenes – Wort: Ehre. Sie spiegelt sich im aufrechten Gang, in der friedlichen Grundhaltung, in der konstruktiven Suche nach Lösungen und im selbstbewussten Zeugnis. Dieser Vision wünscht man doch Erfolg: Der ehrenvolle Weg spricht für sich und findet Freunde.

Als Fremde und Außenseiter sind Christen den Menschen am Rand immer nah. Wer sollte darum mehr Verständnis aufbringen als Menschen in der Nachfolge Jesu? Der Erste Petrusbrief legt sich auf eine Grundsympathie fest und spornt zur Solidarität an: unter allen, die sich nach einer heilvollen Zukunft ausstrecken.

Zum Weiterlesen

Martin Ebner, Gerd Häfner, Konrad Huber (Hg.), Der Erste Petrusbrief. Frühchristliche Identität im Wandel, Freiburg / Basel / Wien 2015.

David du Toit (Hg.), Bedrängnis und Identität. Studien zu Situation, Kommunikation und Theologie des 1. Petrusbriefes, Berlin 2013.